



Zwei ukrainische Knaben auf der Suche nach etwas Essbarem während der Zeit der von Stalin initiierten grossen Hungersnot, dem Holodomor, 1934.

GETTY

Ächten, verbieten, ermorden, vernichten

Dem imperialistischen Russland zaristischer, bolschewistischer und putinistischer Couleur ging es immer wieder darum, die ukrainische Kultur und Sprache auszuradieren. Gastkommentar von Halyna Petrosanyak

Das Erste, was die russischen Besetzer in den von ihnen eroberten ukrainischen Gebieten tun, ist, die Ortsschilder mit ukrainischen Namen zu entfernen und durch russisch beschriebene zu ersetzen. Im Weiteren werden in den Bibliotheken die ukrainischen Bücher vernichtet und Lehrpersonen gezwungen, fortan auf Russisch zu unterrichten. Leute, die es ablehnen, sich der neuen Macht anzupassen, werden gefoltert oder getötet. In den letzten zwei-einhalb Jahren des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine sind mehrere grossartige ukrainische Dichter im eigenen Land von den Invasoren umgebracht worden. Um nur einige zu nennen: Olexandr Kwasnjuk, Wolodimir Wakulenko, Maxim Kriwzow, Jewheni Hulewitsch und Wiktorija Amelina.

Die Sprachsituation in der Ukraine kann man nicht richtig verstehen, ohne die Geschichte zu kennen. Schon in der Vergangenheit stellte sich die Frage nach dem Status der ukrainischen Sprache. Als der russische Schriftsteller Iwan Dolgorukow 1817 die ethnische Grenze zwischen Russland und der Ukraine nördlich der heutigen ukrainischen Stadt Sumi passierte, war er überrascht: «Hier war ich schon in einem fremden Land, wegen des einfachsten, für mich aber ausreichenden Grundes: Ich verstand die Landessprache nicht länger.» Später zieht Dolgorukow Bilanz: «Wo die Sprache des Volkes aufhört, uns verständlich zu sein, da sind die Grenzen unserer Heimat.»

Die russische zaristische Staatsgewalt teilte die Ehrlichkeit Dolgorukows leider nicht. Über Jahrhunderte bemühte sich das Imperium, das slawische Nachbarvolk der Ukrainer einfach zu assimilieren. In der wichtigsten Hochschule des Landes, der Mohila-Akademie in Kiew, wurde das Unterrichten auf Ukrainisch bereits 1784 verboten. Es verwundert also nicht, dass ein begabter Schriftsteller namens Mikola Hohol (heute bekannt als Nikolai Gogol) 1828 nach Sankt Petersburg aufbrach und seine Karriere auf Russisch verfolgte. Er konnte sich mehr Chancen auf Beachtung ausrechnen.

Die Repressalien gegenüber der ukrainischen Sprache erreichten im russischen Reich verschiedene Höhepunkte. Da war das Walujew-Zirkular von 1863. Der Innenminister des russischen Imperiums liess die Herausgabe mehrerer ukrainischer Bücher stoppen mit der Begründung, dass «es nie eine spezielle kleinrussische Sprache gab, es keine gibt und niemals geben kann». Mit dem Emser Erlass 1876 verbot der russische Zar Alexander II. die ukrainische Sprache im Kulturbereich ausdrücklich.

Ukrainer, die eine höhere Position in der zaristischen und später in der sowjetischen Gesellschaft anstrebten, mussten sich anpassen und mit dem Verzicht auf die eigene nationale Identität sowie auf die Muttersprache bezahlen. Dem imperialistischen Russland zaristischer oder bolschewistischer Couleur gelang es, Millionen von Ukrainern zu überzeugen, dass ihre Sprache eine primitive Bauernsprache sei.

In der Zeit des grossen stalinistischen Terrors der dreissiger Jahre wurden nicht nur ukrainische Bauern systematisch durch die von Stalin künstlich herbeigeführte Hungersnot vernichtet, sondern auch die ukrainischen Kulturschaffenden kamen unter die Räder. Zwischen 1933 und 1938 wurden

Man wurde von den Behörden gezwungen, sich zu schämen, Jakutisch, Burjatisch oder Komi zu sprechen und sich als Indigener zu bekennen.

Hunderte ukrainischsprachiger Schriftsteller, Übersetzer und Theaterleute auf brutalste Weise hingerichtet, andere kamen in den sibirischen Lagern um oder begingen Selbstmord.

Klar hatte der stalinistische Terror auch mit der russischen kulturellen Elite kein Erbarmen. Die Repressalien gegen die Russen allerdings basierten auf politischer Differenz und nicht auf ethnischer Zugehörigkeit. Kein russischer Linguist musste aufgrund seiner beruflichen Tätigkeit dreissig Jahre in den Gulags absitzen wie der ukrainische Sprachwissenschaftler Swjatoslaw Karawanski. Tatsächlich ging es um seine Herkunft.

Ukrainer sind nicht die Einzigen, die Sprache und Identität unter dem russischen imperialen Druck in weiten Teilen verloren. Der weissrussischen Sprache und Kultur ging es ähnlich. Heute sprechen in Weissrussland nur noch wenige Menschen ihre angestammte Muttersprache, das Russische hat sie aus dem öffentlichen und privaten Gebrauch fast völlig verbannt.

Der Kreml liess auch die Sprachen der nichtrussländischen Ethnien der heutigen russischen Föderation beinahe auslöschen. Wie viele russische Tataren gibt es, die noch Tatarisch sprechen? In Westeuropa kennt man sehr wohl Erdöl und Erdgas aus Sibirien, die indigenen Völker wie Tuwiner, Ewenki, Chanty, Mansi, Nenci oder Komi werden selten bis nie erwähnt. Ihre Sprache und ihre Kultur sind beinahe ausgerottet. Dies wurde mit einer perfiden Methode erreicht: Ihre Sprachen wurden lächerlich gemacht. Man wurde von den Behörden gezwungen, sich zu schämen, Jakutisch, Burjatisch oder Komi zu sprechen und sich als Indigener zu bekennen.

Nach Auffassung von Johannes Gottfried Herder geht Entfremdung von der Heimat am schnellsten und leichtesten durch die Sprache vor sich – und auch am leiblichsten. Es ist diese Gefahr, welcher die Ukrainer in den von den Russen besetzten Gebieten heute akut ausgesetzt sind.

Die Ukrainerin **Halyna Petrosanyak** ist Autorin und Übersetzerin, sie lebt seit 2016 in der Schweiz.

Wer sich das Vergnügen macht, die dramatischen Momente im amerikanischen Wahlkampf zu beobachten, der könnte in den grossen Szenen der letzten Wochen manche Urbilder der Weltliteratur wiedererkennen. Als Präsident Joe Biden in der TV-Debatte mit Donald Trump mehrfach ins Stocken geriet und mühsam nach Worten suchte, verwandelte er sich kurz in das Bild des stotternden Helden aus Herman Melvilles Novelle «Billy Budd». In dieser Geschichte dient Billy als Matrose auf dem Handelsschiff «Rights of Man». Als er von einem heimtückischen Bootsmann namens Claggart wegen Meuterei angeschwärzt wird, ist seine Zunge durch den Sprachfehler gehemmt, und er kann sich gegen die Verleumdung nicht verteidigen.

Und als kürzlich auf einer Wahlkampfveranstaltung in Pennsylvania dank himmlischer Vorsehung die Kugel des Attentäters lediglich Donald Trumps Ohr streifte, da stellte sich die Erinnerung an die biblische Szene im Garten Gethsemane ein, als Petrus mit dem Schwert die Verhaftung von Jesus verhindern wollte. Zum Glück schlug er dem Gerichtsdiener Malchus nur ein Ohr ab und musste sich dennoch vom Gottessohn rüffeln lassen.

Manche Kenner haben ja Donald Trump etwas unglücklich mit Shakespeares Helden Richard III. oder Coriolan verglichen. Doch seit einiger Zeit bestimmt Literatur eindeutig den amerikanischen Wahlkampf. Man konnte es ahnen, als sich Donald Trump einen Schriftsteller als Vizepräsidenten erwählte, den Autor der «Hillbilly Elegy», James D. Vance.

Trump selbst hat schon häufiger mit poetischen Eingebungen wie «crooked Hillary» oder «sleepy Joe» seine Sprachkunst aufblitzen lassen. Doch wie innig Trump und Vance sprachlich harmonieren, zeigte sich an den hübschen Katzenbildern, die die beiden sich pingpongartig zuspielten. Weltbekannt ist Donald Trumps Hinweis, dass sich viele Pussy-Kätzchen nach seiner Hand sehnen, und prompt antwortete Vance mit dem feinsinnigen dichterischen

Breitseiten und Sticheleien im Zeichen der Katze

Jetzt wird der amerikanische Wahlkampf auch noch literarisch. Gastkommentar von Manfred Schneider

schen Wort von den «kinderlosen Katzenfrauen», die in den USA den Ton angäben.

Lange liess sich unter den Demokraten kein ähnlich belesenes Duo finden, das den beiden republikanischen Sprachkünstlern das Wasser reichen könnte; doch dann trat der Lehrer und demokratische Gouverneur von Minnesota Tim Walz auf die Bühne und sagte über die politischen Rivalen: «These guys are just weird.» Seitdem geht das literarische Wörtchen «weird» von Mund zu Mund und erlebt eine beispiellose politische Karriere.

«Weird» entspricht dem deutschen «seltsam», und es erweist sich jetzt als magische Formel, die binnen kurzem alle Unwiderstehlichkeit, allen Flitter und Nimbus, die Trump umgaben, im Nichts zergehen liess. Das Wort klingt in manchen Ohren so magisch-gefährlich, dass Thomas L. Friedman in der «New York Times» nachdrücklich zu bedenken gab, er könne sich keine «dümmere politische

Stichelei vorstellen, als Trump und seine Anhänger «seltsam» zu nennen.»

Schon beginnen Sprachwissenschaftler, das Wörtchen auf alle Bedeutungsnuancen abzuheben. Doch seine Magie verdankt das Wort der Literatur, wie es der englische Kulturwissenschaftler Mark Fisher in seinem einschlägigen Buch «The Weird and the Eerie» analysiert hat. Das «Seltsame», so erklärt Fisher, bezeichnet das Gefühl einer Störung, dass etwas nicht stimmt, dass ein Wesen oder Ding an dieser Stelle nicht sein sollte. Diesen beunruhigenden, aber auch anziehenden Eindruck erzeugt die moderne Literatur allenthalben.

Donald Trump hatte in den letzten Wochen mehrfach Andeutungen über seinen literarischen Geschmack gemacht und seine Faszination für den äusserst seltsamen Serienmörder Hannibal Lecter in Thomas Harris' Roman «Das Schweigen der Lämmer» bekannt. Damit bot er seinen politischen

Konkurrenten eigentlich einen Publikums-Joker im Spiel «Wer wird Präsident?». Mit Lecter und weiteren literarischen Beispielen für das Seltsame, die Mark Fisher gibt, befindet sich Donald Trump nun in der Gesellschaft prominenter Romanfiguren aus den Büchern von Jorge Luis Borges, H. P. Lovecraft oder Philip K. Dick.

Sollten die Parteigänger von Kamala Harris auf die Warnungen von Thomas L. Friedman hören und von der «Weird»-Stichelei die Finger lassen? Es ist schon erstaunlich, dass ein Wort, das weder aggressiv noch rassistisch, weder herabsetzend noch polemisch ist, solche Wirkung entfacht. Dabei prägten beleidigende und herabsetzenden Ausdrücke seit den Wahlkämpfen zwischen Thomas Jefferson und John Adams um 1800 die politische Auseinandersetzung in den USA. Jefferson nannte Adams einen «abscheulichen Zwitler, der weder die Kraft und Festigkeit eines Mannes noch die Sanftheit und Sensibilität einer Frau hat». Und umgekehrt bezeichnete Adams seinen Rivalen als «gemeinen, niederträchtigen Kerl, Sohn einer halbwüchsigen Indianerin und eines Mulatten aus Virginia».

Wie sanft klingt dagegen dieses magische «seltsam»? Man kann nur wünschen, dass der Wahlkampf weiter als subtiles Wort-Florett-Gefecht geführt wird und dass es keine Rückfälle in die bitter-gehässigen Sprachen geben wird. Man könnte die Wahlentscheidung im November aber auch in philosophische Begriffe kleiden. Hegel hat in seinen «Vorlesungen zur Geschichte der Philosophie» vor zweihundert Jahren zum Verständnis der Zeitgeschichte gelehrt, dass Vernunft und Fortschritt häufig erst durch Wiederholungen wirksam werden. Wie die Bourbonen und Napoleon zwei Mal hätten besiegt werden müssen, meinte Hegel, so begriffen manche politischen Akteure erst bei der zweiten Niederlage, dass ihre Zeit vorbei ist.

Manfred Schneider ist emeritierter Professor für deutsche Literaturwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum.